

Zeitschrift: Schweizer Soldat : Monatszeitschrift für Armee und Kader mit FHD-Zeitung

Herausgeber: Verlagsgenossenschaft Schweizer Soldat

Band: 20 (1944-1945)

Heft: 17

Artikel: Hat der Aktivdienst das Schweizervolk moralisch gestärkt oder geschwächt?

Autor: [s.n.]

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-709127>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 30.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Hat der Aktivdienst das Schweizervolk moralisch gestärkt oder geschwächt?

Wenn wir heute auf den Militärdienst zu sprechen kommen, so steht neben dem Unangenehmen des Herausgerissenseins aus Familie und Heim die materielle Frage, der finanzielle Verlust im Brennpunkt unserer Interessen. Das ist vom menschlichen Standpunkt aus gesehen durchaus begreiflich, denn die materielle Existenz ist doch wohl die unerläßliche Voraussetzung für dieses Erdenleben. Gefährlich wird die ganze Geschichte erst dann, wenn man sich damit zufriedengibt, wenn man in der materiellen Existenz anstatt den Weg bereits das endgültige Ziel erblickt.

Damit sind wir, ohne es zu wollen, bereits zur ersten negativen Auswirkung des Militärdienstes gekommen, dorthin, wo die Voraussetzungen geschaffen sind für die Vernachlässigung der geistigen Werte zugunsten der materiellen Sorgen, des leiblichen Wohlergehens.

Wir wollen aber das keineswegs zur Grundlage unserer Betrachtung machen, sondern ganz unvorbehalten untersuchen, inwiefern der Aktivdienst unser Volk moralisch gestärkt bzw. geschwächt hat. Es ist unmöglich, ein allgemein gültiges Musterbeispiel aufzustellen, denn die moralische Festigung des Menschen ist eine rein individuelle Sache und von soviel vom Militärdienst unabhängigen, persönlichen Motiven bestimmt, daß wir diese unmöglich außer Betracht lassen dürfen, wollen wir nicht zu einem grundsätzlichen Resultate kommen. Wir fragen uns darum besser: «Wo hat der gegenwärtige Aktivdienst die moralische Stärkung unserer Bevölkerung gefördert und wo ist er hindernd im Wege gestanden?»

Hier ist es von ausschlaggebender Wichtigkeit, zu wissen, daß in jedem Menschen sowohl das Gute, wie das Böse lebt, sowohl positive, wie auch negative Anlagen vorhanden sind, wobei beim einen das, beim andern jenes vorwiegt. So hat jeder von uns als Erbe einen vielleicht mehr positiven, vielleicht mehr negativen Grundstock mitbekommen, aber das ist nur der Anfang, der Ausgangspunkt unseres Wesens, die Grundlage, auf der wir aufbauen müssen. Der zweite, ebenso wichtige Anteil an unserer Wesensbildung fällt der Umwelt, der Erziehung zu, auf der auch die große Verantwortung für die Entwicklung der Dinge liegt. Es wäre nun außerordentlich bequem, aus allen Menschen Engel zu machen, wenn ein allgemeingültiges Verfahren unbedingt zum gewünschten Ziele führen

müßte. Nun ist aber das Ursprüngliche, der Ausgangspunkt von Mensch zu Mensch, so grundverschieden, daß jedes Schema fehlgehen muß. Damit sind wir uns klar geworden, daß die Erziehung und Heranbildung des menschlichen Wesens eine rein individuelle Angelegenheit ist, die sich mit dem einzelnen Fall, und stets mit ihm, zu befassen hat. Die erfolgreichste und noch so gut gemeinte Methode muß bei fehlenden Voraussetzungen jämmerlich versagen. Es geht also darum, sowohl die positiven, wie auch die negativen Anlagen des Menschen zu erkennen, hier zu fördern und dort einzudämmen. Wir wollen die Vererbung keineswegs leugnen, noch gering einschätzen. Sie ist bestimmt ein schwerwiegender Faktor in der Multiplikation, deren Produkt unsere Wesensbildung ist. Wir wollen ihr aber auch keinen fatalen Charakter zuerkennen und uns hüten, in ihr bereits das unumstößliche Resultat, nämlich unsere Wesensart, zu sehen; denn Wesensart ist nicht Erbgut, Wesensart ist auch nicht Erziehung, sondern das Produkt aus der Multiplikation dieser beiden Faktoren, wobei der zweite auf seine Art mindestens ebenso sehr mitzählt, wie der erste. Die besten Anlagen können in der Luft schlechter Einflüsse ersticken und von weit oben herab in einer großen negativen Kurve ins Nichts führen, während auch besorgniserregende negative Anlagen durchaus kein Grund zur Verzweiflung sind und durch richtige Beeinflussung auf Kosten der schwächeren positiven Kräfte zurücktreten müssen. Durch die Erkenntnis des individuellen Erbgutes und durch planmäßiges Einwirken der Erziehung, werden wir das anfänglich unmöglich scheinende erleben, daß im Laufe der Jahre eine Kräfteverschiebung im Erbgute selber eintritt, wenn wir diese Mitgift auch nie ganz los werden.

Nun haben wir zu untersuchen, inwiefern der Aktivdienst diese Erziehung zum positiven Wesen gefördert oder gehindert hat, inwiefern unsere Soldaten einerseits und unser Hinterland, die Umwelt andererseits moralisch gestärkt oder geschwächt worden sind. Wir sehen auf den ersten Blick, daß der Militärdienst unserer ersten und wichtigsten Forderung nach Individualität keineswegs gerecht wird, und daraus ergibt sich, daß die vom Aktivdienst zurückgelassenen Spuren gemäß der Wesensart des Einzelmenschen sehr verschieden sind. Für eine durchgreifende Untersuchung einzelner Fälle fehlt hier der Raum, so daß wir uns

mit einigen Andeutungen zufriedengeben müssen.

Vor allem hat der Militärdienst unseren Soldaten etwas Einzigartiges und Großes gebracht, das aus der Kameradschaft herausgewachsene Gefühl der Zusammengehörigkeit. Wo man Tag und Nacht sozusagen Freuden und Leiden teilt, wo man zum großen Teil die gleichen Sorgen hat, wo man in nächtlichen Manövern neben seinem Kameraden hertrötet oder mit ihm zusammen in einem Gebüsch sitzt und auf den Feind wartet, so ganz aufeinander angewiesen ist, da werden die Beziehungen enger geknüpft, besonders in den kleineren und kleinsten Verbänden, innerhalb von Gruppe und Zug. Nur schade, daß nicht ein wenig von der Größe eines echten Kameradschaftsgeistes hinübergereift werden kann ins zivile Leben. Aber dort ist leider unter Kollegen kaum etwas davon zu spüren, weil ein jeder auf seinen Vorteil und nur darauf bedacht ist. In gewissem Sinne ist das zwar auch im Militärdienst der Fall, nämlich dann, wenn es gilt für einen Kameraden, der ungerecht behandelt wurde, die Kohlen aus dem Feuer zu holen, selbst unter der Gefahr einer zu erwartenden Strafe. Aber auch das sind meistens Grenzfälle, und im Militärdienst bedeutend seltener als im Zivilleben, wo man einander an Stelle gegenseitiger Hilfe geradezu hineinzureifen versucht. Nicht daß das nicht auch im Militärdienst vorkommen kann und schon vorgekommen ist, aber eines ist sicher, das Urteil der Kameraden über eine solche Verätherung ist jedesmal durchaus eindeutig, was gerade im Berufs- und Wirtschaftsleben keinesfalls so selbstverständlich ist. Wir sind durch die vorhergehenden Feststellungen versucht, die Kameradschaft als ein reines Plus des Militärdienstes zu buchen, und doch ist selbst hier das Betrüben der negativen Auswirkungen nicht ganz zu leugnen; die eines kameradschaftlichen Fühlens unfähig sind, werden irgendwie zu Außenseitern, weil sie sich aus der Gemeinschaft ausgeschlossen fühlen. Das liegt jedoch ganz an ihnen und kann durchaus nicht zu Lasten der Kameradschaft gebucht werden. Jedoch wird die in ihnen ausgelöste Reaktion durch den Kameradschaftsgeist der anderen provoziert und veranlaßt sie, das ihnen fremd und unbekannt Gebliebene eifersüchtig zu bekämpfen, zu sabotieren, was sich in Angebereien und Verleumdungen äußert.

Weiter bringt der Militärdienst eine vollkommen andere Rangeinteilung als

das zivile Leben und es ist oft gut für gewisse Typen, wenn ihnen Gelegenheit geboten wird, wieder einmal über die Kleinheit ihres menschlichen Wesens nachzudenken. Hand in Hand damit entstehen aber auch wieder neue Gefahren, von denen die «Ich»-Ueberschätzung eine unverkennbare Disqualifikation für einen Offizier darstellt.

Damit sind wir zu einer neuen Frage gekommen, die von ausschlaggebender Wichtigkeit ist für die moralische Aufwärts- oder Abwärtsbewegung des Soldaten, die Behandlung der Truppe durch die Vorgesetzten. Natürlich ist es ein nutzloses Unterfangen, zu untersuchen, ob der Dienstbetrieb bei der Truppe der eingangs geforderten, individuellen Behandlung entspricht, weil die unserer Armee gestellten Aufgaben das nicht in vollem Umfange erlauben. Zudem ist zu sagen, daß das Offizierskorps einer solchen Aufgabe auf keinen Fall durchgreifend gewachsen wäre, weil die Rekrutierung auf einer anders gearteten Grundlage erfolgt, was sich vielfach als ein gewisser Mangel auswirken muß. Der Soldat bleibt auch in der Uniform ein Mensch mit seinen Tugenden und Schwächen, seinen Sorgen und Nöten, die allem zum Trotz einen nicht zu unterschätzenden Einfluß auf sein soldatisches Wesen haben. Darum ist vor allem für den Zugführer und für den Kompagniekommandanten von ausschlaggebender Wichtigkeit, seine Leute zu kennen oder vielmehr zu erkennen, um aus ihnen Soldaten zu machen, auf welche sie zählen können. Das ist eine große, schwere, aber auch schöne Aufgabe, die nur dann erfolgreich sein kann, wenn der Erkenntnis der individuellen Wesensart die ihr gebührende Wichtigkeit zugemessen wird. Wenn der militärische Betrieb die Rücksichtnahme auf das Einzelwesen auch gar oft unmöglich macht, so kann in dieser Hinsicht doch gar vieles getan werden, was nur von Nutzen sein kann.

Hieraus sehen wir, daß die moralische Stärkung unserer Soldaten dort, wo die militärischen Forderungen eine individuelle Behandlung erlauben, einmal von Kompagnie zu Kompagnie verschieden sein wird, den psychologischen Fähigkeiten des Kompagniekommandanten entsprechend, daß aber auch eine Verschiedenheit von Mann zu Mann bestehen muß, die aus seiner rein persönlichen Veranlagung resultiert und durch die Einwirkung auf Grund militärischer Erfordernisse diktiert, allgemeinverbindlicher Maßnahmen entsteht.

Hier wollen wir für einen kurzen Moment beim Gehorsam stehen bleiben. Für den einen ist es ein «Sich-führen-Lassen», für den andern ein «Gehor-

chenmüssen» und gemäß den Empfindungen der Einzelwesen resultiert eine moralische Schwächung oder Stärkung. Natürlich meine ich mit dem «Sich-führen-Lassen» nicht ein gedankenloses und blindes Hinterhertröten, sondern ein eigenes Verarbeiten der Gedanken und Befehle des Vorgesetzten, was an und für sich eine durchaus interessante und lehrreiche Aufgabe ist, während der andere unter der Empfindung des «Gehorchenmüssens» nur leiden und verlieren kann. Leider finden wir diese oppositionelle Einstellung oft auch bei Leuten, die sich geistig über dem Vorgesetzten fühlen, was ihnen nicht durchaus ein gutes Zeugnis ausstellt, weil ja die im Dienste praktisch und theoretisch behandelten Fragen meistens einen fachlichen Einschlag haben und dem Vorgesetzten mindestens ebenso vertraut sind, wie dem vielleicht geschulteren Untergebenen. Das mangelnde Interesse und die Langleihte sind deshalb nicht so sehr in der geistigen Ueberlegenheit, als in der eigenen Uninteressiertheit am behandelten Gegenstand zu suchen.

Wenn wir nun zur Strenge und Härte und zur Ausschaltung jeglicher Bequemlichkeit, als charakteristischem Zug des Militärdienstes kommen, dann werden viele sagen, daß das jedem einmal gut tut. Ich will nicht leugnen, daß es bei genügend Zeit für eine individuelle Behandlung absolut so sein könnte. Heute aber ist der Erfolg geteilt. Für einen großen Teil ist die Strenge und Härte zu einer Schule wirklicher Mannszucht geworden und ließ sie körperlich und geistig erstarren, während jene, die in Opposition geblieben sind, jeglichen Nutzen verscherzten. Ja, sie haben unverkennbar verloren, sind in eine griesgrämige Abneigung hineingetreten, die zu passivem Widerstand führte und sehr oft an den Betroffenen haften blieb beim Zurück ins bürgerliche Leben. Damit ist aber die Reihe der negativen Auswirkungen von Härte und Strenge keineswegs geschlossen. Die während des Tages auferlegten Entbehungen des Dienstes lassen bei gewissen Leuten die Verschwendungssucht während der Freizeit ins Unerträgliche anwachsen und verleiten sie zu Ausschweifungen aller Art. Hierher gehört auch noch der in Folge Mangel an geeigneten Aufenthaltsräumen erfolgende Wirtschaftsbuch, der keineswegs allen liegt und vielfach wirklich der einzige Ausweg ist.

Im Hinterland hört man oftmals die Klage, unsere Soldaten würden im Dienste arbeitsscheu und faul. Wir wollen rasch untersuchen, inwiefern dieser Vorwurf seine Berechtigung hat

und was eventuell auch hier positiv ausgleichend daneben steht. Auf den ersten Blick ist es paradox, nach Worten über Strenge und Härte von Arbeitsscheu reden zu wollen.

Vielleicht sind aber die Anschuldigungen doch nicht ganz so unberechtigt, wie wir es gerne wahr haben möchten. Es ist eine bekannte Tatsache, daß die Anforderungen im Militärdienst oft hart, aber dafür momentan sind. Darauf folgt wieder eine lange Wartezeit, eine Ruhepause, bis zum nächsten totalen Einsatz der Kräfte, und damit verkürzt sich die effektive Arbeitszeit oft wesentlich gegenüber dem Zivilleben. Dazu ist zu sagen, daß gerade für Landwirte und Selbständig-erwerbende des Gewerbes der Arbeitstag oft später beginnt und früher endet, als sie es gewohnt sind. Hier kann uns vielleicht die Tatsache etwas nachhelfen, daß eine Erschwerung wohl sehr langsam zur Gewohnheit wird, während eine Erleichterung nur allzu rasch angenommen wird, so daß diese Leute die verlängerte Arbeitszeit bei der Rückkehr ins bürgerliche Leben bereits als eine Last empfinden. Aber glücklicherweise hat der geregelte Arbeitstag des Soldatenlebens auch seine positive Seite, weil man hier lernt, mit seiner Arbeit innerhalb der vorgeschriebenen Zeit fertig zu werden, seine Zeit einzuteilen und wenn nötig auch einmal etwas schneller zu machen.

Für das Hinterland sind die durch diesen Krieg auferlegten Entbehungen oft anderer Art, aber durchaus nicht ausschließlich materieller Natur. Grundsätzlich gilt das gleiche, wie für den Soldaten, nämlich, daß die notwendig gewordenen Maßnahmen gemäß der individuellen Veranlagung verschieden wirkten und beim einen die Meßuhr seiner Wesensart positiv, beim anderen negativ ausschlagen ließen. Die erteilten Befehle, wenn man das so sagen darf, wirkten für das Hinterland um vieles weniger unmittelbar und hatten vielfach viel eher den Charakter von mehr oder weniger verbindlichen Anforderungen.

Eine Tatsache kann aber auch hier nicht geleugnet werden, daß alle jene Leute, die sich mit den unter den gegebenen Umständen notwendigen Maßnahmen abfinden konnten, unverkennbar gegenüber den in Opposition verharrenen Volksgenossen gewonnen haben. Während jene ihr Leben auf die neue Ebene zu heben vermochten und ihren Kräften weiter ein positives Arbeitsfeld geöffnet blieb, haben die in sturer Opposition Verharrenden lediglich die bittere Genugtuung, den nutzlosen Kampf gegen ein von höherer Macht diktiertes Schicksal ver-

loren zu haben und vielleicht bei der Verletzung kriegswirtschaftlicher Vorschriften einige Male nicht erwisch worden zu sein. Damit habe ich nur der sturen Oppositionswut das Urteil gesprochen und durchaus nichts gesagt gegen die gesunde Kritik, die ich nicht nur nirgends missen, sondern vielmehr noch bedeutend reger wissen möchte. Das sei ausdrücklich festgehalten.

Das Problem kann im Rahmen dieses Aufsatzes nie ganz ausgeschöpft werden. Es könnte noch vieles gesagt werden. Zum Schlusse wollen wir noch daran denken, daß der Aktivdienst auch Dinge hervorgebracht hat, die Soldat und Hinterland ebenso sehr betreffen und die beide zu stärken oder zu schwächen vermögen. Hier möchte ich als schwerwiegenden Tatbestand die Trennung von der Familie nennen.

Bei unserem Suchen nach moralischer Aufwärts- oder Abwärtsbewegung kommen wir auch hier nicht von der persönlichen Veranlagung des Einzelmenschen los. Sie ist hier sogar ausschlaggebender denn je. Während positive Veranlagung sich an der Front und zu Hause in einer vielleicht bis dahin nie gekannten Sehnsucht nur stärken konnte, hat die negative Seite furchtbar versagt und nicht nur zu Treubrücken hüben und drüben, sondern zur totalen Verlotterung der betreffenden Familien geführt. Ich will keineswegs beschuldigen oder entschuldigen, jedoch ist zu sagen, daß es viele Männer und Frauen gab, die sich die innere Verwirrung des Mannes im Dienst und der allein zurückgebliebenen Frau zunutze machten und in eigennützigster Art und Weise die Existenz dieser Familien er-

schütterten. Damit ist wohl der Vorteil, den die vielen durch den Dienst ermöglichten Bekanntschaften fürs Leben unserem Volke gebracht hätten, mehr als weft gemacht.

*

Wenn wir nun zu einem abschließenden Urteil gelangen, so müssen wir bekennen, daß **der gegenwärtige Aktivdienst bei ausreichender Zeit für eine individuelle Behandlung** und entsprechend **psychologisch geschulten Vorgesetzten ein unverkennbares Plus** gebracht hätte für das ganze Volk. Beim gegenwärtigen Stand der Dinge halten sich aber wohl Vor- und Nachteile so ziemlich die Waage. Wenn auch eine überaus große Zahl auf der einen Seite viel gewonnen hat, so steht leider vielfach das auf anderen Gebieten Verlorene ausgleichend gegenüber. J. H.

Skisoldaten auf Piz Roseg und Piz Bernina

Von Lt. Jacques Freuler.

Im Sommerhochgebirgskurs, Skikurs A, und der Ausbildungszeit des B-Kurses haben wir uns das Rüstzeug geholt für den bevorstehenden strengen Dienst im winterlichen Hochgebirge. Mit schweren Lasten sind wir von Pontresina kommend in unserem neuen Standortquartier, der Tschiervahütte, eingetroffen. Schwer drückten unsere Säcke, ist in ihnen doch alles zu finden, was der Soldat im Hochgebirge braucht. Zur nur um wenig reduzierten Vollpackung kommen Waffe, warme Kleider, Schlafsack, Steigeisen, Pickel, Windschutzanzug, Thermosflasche, Schaufel, Lawinschnur als Einzelausrüstung.

Daneben werden noch Seile, Reepschnüre, Sondierstangen, Ersatzstöcke und Spitzen, Kocher, Brennmaterial, Sanitätsmaterial und vieles Kleinzeug zugeteilt. Kameradschaftlich tragen übrigens Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten die gleiche Packung. Bald sind die Kantonnementen bezogen, Magazin und Küche eingerichtet. Den späten Nachmittag benützen wir zur Vorbereitung der morgigen Besteigung. Der Det.-Chef, seine zugeteilten Bergführer und Klassenlehrer orientieren sich an Hand von Karte und Führer über Route, Zeit und Schwierigkeiten der geplanten Besteigung. Die Mannschaften wachsen ihre Ski und stellen die Ausrüstung bereit. Fröhliches Zusammensein der Kameraden beschließt den ersten Tag. Ein letzter Blick vor dem Schlafengehen zeigt uns wolkenlosen Sternenhimmel. Hoch über uns Piz Roseg, unser erstes Ziel, im hellsten Mondschein.

Piz Roseg, 3927 m.

In der Morgendämmerung gleiten wir auf unsern Brettern über den hart-

gefrorenen Tschiervagletscher, zwischen Spalten und Geröll hindurch hinab zum Roseggletscher. Rasch werden hier die Felle angeschnallt, etwas Zwischenverpflügung in den Sack gesteckt, und in zügigem gleichmäßigem Schritt beginnt der Aufstieg, dem ersten Gletscherabbruch des Vadret da Roseg entgegen. Hier seilen wir uns an, immer zwei bis drei Mann eine Seilschaft bildend. Zwischen riesigen Spalten und Seracs hindurch zieht sich unser Aufstieg weiter über mehrere Firnstufen hinauf, dem Sellapafz entgegen.

In großartiger Gletscherwelt, umrahmt von den Sellagipfeln zur Rechten und dem Piz Roseg zur Linken, gewinnen wir stetig an Höhe und zweigen kurz vor dem Pafz zu unserm Firncouloir ab, dem Einstieg zur eigentlichen Rosegbesteigung. Hier schnallen wir die Ski los und legen sie in rasch ausgehobene Schneelöcher, damit nicht der frische Morgenwind unsere Bretter forträgt. Mit Pickel und Steigeisen ausgerüstet machen wir uns nach kurzer Rast an das Eiscouloir.

Prächtig greifen die Zehnzacker im harten Firn und ersparen uns ermüdendes Stufenschlagen. Meter um Meter, immer im gleichen Rhythmus, kommen wir höher und höher. Ein letzter steiler Eishang ist noch zu überwinden und wir stehen auf Pf. 3599, dem nordwestlichen Ausläufer des Piz Roseg. In grandiosem Eisaufbau erhebt sich der Gipfel weit über uns. Ein feiner Südwind bläst Schneefahnen über die obersten Gräte. Weiter geht der Aufstieg über verdeckte Schründe und Spalten, über scharfe Gräte und Eishänge aufwärts zum Piz Roseg. Um die Mittagsstunde erreichen wir über den

messerscharfen Grat den Gipfel. Ein kräftiger Händedruck aller Kameraden zeugt von der Verbundenheit und der Freude über das erreichte Ziel. Unvergeßlich bleibt uns das herrliche Bild unserer schönen Heimat. Beim Abstieg ist die Spur bis zum Skidepot gut ausgetreten. Heiß brennt jetzt die Sonne in unsern Firnkessel. Allzugerne würden wir der Ruhe pflegen, jedoch die Zeit drängt. Die Abfahrt erfordert strengste Fahrdisziplin. In prächtiger Fahrt zwischen Schründen und Eistürmen hindurch gelangen wir rasch hinunter zum weniger steilen Roseggletscher.

Hier können wir das Seil ablegen, und in flüssiger Fahrt genießen wir den letzten Teil dieser schönen Abfahrt und gelangen auf dem Rücken des Roseggletschers hinunter zum vereinigten Roseg- und Tschiervagletscher. Nach kurzer Gegensteigung kehren wir in die Tschiervahütte zurück. Hier wartet unser eine Ueberraschung. Dem Det.-Chef wird eine Meldung des Kurs-Kdt. überreicht, die lautet: Heute nacht mit dem Detachement in Fourgla Boval zu biwakieren und andern Tags in die Bovalhütte zu dislozieren. Wie hatten wir uns gefreut, heute abend auf weichen Matratzen schlafen zu können, ja sogar auszuschlafen. Doch das Schicksal will es nicht so, und mit einem «jä nu i Gotts Name» packen wir sofort unser Material zusammen, erstellen tadellose Hüttenordnung und verlassen 1700 Uhr die wohnliche Tschiervahütte.

Kurz nach der Hütte beginnt auch schon der Steilhang, der uns zum Vadret Tschierva hinaufführt. Schlecht ziehen die nassen Seehunde, heiß strahlt die Sonne auf uns hernieder. Im Laufe des Aufstieges übergebe ich